

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 81

Posen, den 9. April 1929

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Vor Schneider Fernows Haus stand das Wasser über den ganzen Weg. Das war nicht allein vom Himmel. Die Schneiderfrau hatte den ganzen Tag gewuracht und geschneuert und das Schmutzwasser hüftenweis auf die Straße geschüttet, daß es schölte. Aus dem unterhängten Fenster zitterte ein matter Schein über dem düsteren Modderposümpel. Der Schneider saß auf dem Tisch, stichelte, was das Zeug hielt, wiegte mit dem Fuß die Zwillinge, daß die Wiege sich überschlagen wollte, und sang mit seiner dünnen, aber durchdringenden Stimme, die durch Scheiben ging als wären sie Luft:

Slap, Kinnken, slap,
Din Wadder is en Schap.
Din Moder is en Züffelken.
De sleit di up dat Rüsselken.
Slap, Kinnken, slap.

Indem ging die Tür; seine Alwine stand, den Scheuerlappen mit dem aufgetrempelten Arm schwingend und schrie: „Hull din gottlos Mul, du kannst von minswegen en Schap wesen. Id hün äwerst noch lang nich din Gans.“ Der Schneider duckte sich. Der Scheuerlappen flog gegen die Lampe, und die beiden waren im Dunkeln.

Die Schwester wollte gerade ihren Fuß auf einen Ziegel setzen, aber da ihre Aufmerksamkeit diesem Volks- und Rührstück zugewandt war und sie sich vor Lachen nicht zu lassen wußte, trat sie fehl und wäre gefallen, wenn der Inspektor sie nicht gehalten hätte. Danach nahm er sie bei der Hand und leitete sie von Stein zu Stein, bis sie drüben waren. Und wie er das Blut in ihre Fingerspitzen gehen fühlte, wie es so zart und weich gegen seine rauhe, schwielige Hand klopfte, war es ihm, als schaffe es durch seine eigenen Adern warm und wohl-tuend zu seinem Herzen, und ihm war zumute, wie einem Baum, in den nach einem langen, kalten Winter der Saft steigt.

So ging die Liebe an diesem Abend auf mancherlei Weise im Dorf um, heiß und laut, heimlich und ganz verborgen.

Die Ochsen im Stall brüllten. Hinrik Sewentritt ließ Hedken, die Köchin, langsam von seinen Knien gleiten. „So, Hedken, nu mag dat noog wesen. Nu möt id fodern.“ Sie stand und maulte. Er tröstete sie. „Wenn wi ists eigen Filer un Kool hewwen, dunn war id di up de Knee weigen un di aflitken, dat di de Odem wegliwot.“ Damit legte er noch einmal den Arm um ihre Hüften und drückte sie, bis sie schrie: „Hinrik, lat mi los. Du wist mi woll die Ribben breeken.“ Da ließ er sie lachend fahren, gab ihr einen Klaps auf den Rücken und sagte, indem er dem Ochsenstall zustampfte: „Alto-band speel id di wat. Id heww mi wat nigel lihrt.“

Ehe Hedken in die Küche ging, kühlte sie sich an der Pumpe das Gesicht, aber es half nicht viel, und ihre Wangen blieben so rot, wie ein Stück Ochsenfleisch, und

ihre Brust ging wie der Blasebalg in der Deputat-schmiede, wenn Behnte den Gespannen die Stollen für das Glatteis aufschlagen mußte. Die Mägde stießen sich an und sicherten, und die kleine Kathrin, die auch ein Auge auf den Ochsentnecht geworfen hatte, stellte sich vor sie hin, puhte einen Teller blank und sang mit einer schrillen Stimme in breiten, hingebungsvollen Schleifen:

Ich weiß ein schönes Plätzchen
An einer treuen Brust.

Aber ehe sie den Vers zu Ende bringen konnte, schlug ihr Hedken mit den Scheuerlappen um die Ohren, daß ihr der Teller aus den Händen sprang, und fuhr sie an: „Da rül an, du iwerböstig Riel in de Käl.“ Das war um dieselbe Zeit, als die Schneiderfrau ihren Mann in ähnlicher Weise traktierte und Inspektor Alböter Schwester Mathilde über die Steine führte.

Eine Weile danach schlich Hinrik Sewentritt mit seiner Ziehharmonika in den Park, setzte sich den Küchenfenstern gegenüber hinter einen Larusbaum auf eine etwas kühle steinerne Bank, schielte durch die Zweige nach seiner Angebeteten, die am Herd stand und die Mehlsuppe für die Mägde kochte, griff ein paar Akkorde, probierte die Bässe und spielte dann all die schönen Lieder von der Liebe und zwischendurch immer wieder das neue, das er in der Heimlichkeit des Ochsenstalles ausgefingert hatte mit einer grotesken Begleitung, mit Glockenspiel und Tremolation, und Hedken riß das Fenster auf, stemmte die Hand mit dem Kochlöffel in die Seite, daß die Mehlsuppe auf die Erde tropfte und sang bei sich selbst mit: . . . so den' ich an mein fernes Lieb, ob mir's auch hold und treu verblieb. Aber die Mägde taten, als hörten und sähen sie nichts, denn die Köchin hatte den Scheuerlappen dicht bei der Hand.

Hinrik Sewentritt aber spielte und dudelte sich in weite Gegenden, wiegte sich hin und her und vergaß alles, Hedken und seine Ochsen, ließ die Harmonika seufzen und stöhnen und spielte sich die ganze schöne Welt vor die Seele und roch Wiesenblumen und Heu mitten im Winter.

Sinten im Park, auf dem Hügel unter der Linde, wo eine freie Aussicht über die Mauer fort ins Land ging, stand Gottfriede und wartete, ob ihr Herz still würde. Die Felder und die Wege lagen in Schatten und Dunkel. Ein Blinken ließ dazwischen hindurch, das war der See. Dahinter stand wie eine schwarze Wolkenschicht der Wald, und über ihm kam der Orion herauf. Der rötliche Schein der Beteigeuze lag auf dem See, als brennte ein Kinspan dort. Der Rigel war noch hinter den Bäumen. Dünne Wolkenschleier strichen über den Himmel, und der feuchte Wind kühlte Gottfriedens heiße Stirn. Töne der Ziehharmonika irrten durch Busch und Baum, und Gottfriedens Gedanken waren unstill wie Wasser und Wind. Weit und dunkel, so lag die Zukunft vor ihr wie das Land, aber es stand darüber kein Stern. Sie hatte mit dem Inspektor die Bücher durchgearbeitet. Seit gestern wußte sie, wie es lag. Viel gehörte ihnen nicht mehr von Henkenhagen. Der Vater hatte nie mit ihr darüber gesprochen. Von seinen Schultern war die Last geglitten. Ein andrer war nicht da. Der an der Reihe gewesen wäre, war mit Schande in die Welt gegangen. Und jetzt mußte sie

es auf sich nehmen. Eine Aufgabe war ihr zugewiesen; Ein Amt war ihr zugefallen, zu dem sonst nur Männer berufen wurden. Es wurde ihr angst; die Hände wurden ihr kalt, wie gestern, als Obböter den großen Strich gezogen hatte und das Soll und Haben vor ihren Augen stand, wie der Engel mit dem bloßen, hauenden Schwert, der aus dem Paradies vertrieb und die Tür schloß. Ihr Land, das Land ihrer Kindheit und Jugend, das Land ihrer Väter, das Schweiß und Blut getrunken hatte, darin die Liebe vieler Männer und Frauen getraut war, das sie geboren und wieder zu sich genommen hatte — wer aus diesem Land gerissen ward, der mußte verdorren wie ein Baum, den trug der Sturm des Lebens dahin wie ein welkes Blatt. Sie reckte die Arme in den Wind, und was ihre Seele quälte, rief sie über das dunkle Land, rief es zu dem leuchtenden Stern über dem schwarzen Wald: Kraft, Kraft, mein Gott, nur Kraft! Und es fiel von ihr ab, was sie hindern wollte, was ihren Willen einzuschläfern drohte mit süßem Gift. Es wurde still, was in ihrem jungen Herzen nach Leben rief. Ihre Jugend wollte sie geben, und alles was die Jugend süß machte — wenn nur die Scholle ihr blieb, in der sie wuchs, wenn nur der Boden ihr blühte, darin ihr Herz lag.

Hufschlag kam die Mauer entlang. Die Eisen klapperten auf dem Pflaster der Straße. Ein Reiter schoß ins Dunkle. Die Lehmchauffee verschlang den Schall. Hinten auf der Brücke dröhnte es noch einmal auf. Dann war es still.

Da legte Gottfriede die Hand auf das hämmernde Herz und ging langsam den Hügel hinab. Der Orion stand hinter Wolken, und der ganze Himmel war ohne Stern.

Als sie dem Herrenhaus näher kam, hörte sie Hinrik Sewentritts Schwermütiges Spiel . . . Ach wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann, aber plötzlich brach er mit einer schrillen Dissonanz ab, als Gottfriede aus dem Dunkel in seinen umflorten Gesichtskreis trat.

Auf dem Flur lehrte Binchen Scherben zusammen, denn der Zugwind hatte den Zylinder von der Lampe geworfen.

Gottfriede sagte: „War Döring von Cocceji hier?“ Binchen nickte und sagte in das Klirren der Scherben: „Ich hab' ihm den Brief an Fräulein Bela gegeben. Es tut ihm sehr leid, daß Fräulein Gottfriede morgen zur Jagd nicht kommen würde. Und als er aus der Tür ging, ist der Zylinder auf die Steine gefallen.“

Es war Frühling geworden, aber nicht so glatt, wie es im Januar und Februar sich angelassen hatte. Im März war noch einmal tiefer Schnee gefallen; manch junges Häslein hatte sich darin zu Tode gestrampelet, war ein Fraß für Krähen und allerhand Tiergesindel geworden und hätte doch auch einmal im grünen Gras und im roten Klee springen mögen und Heber vom Jäger sich erschießen lassen, als so elendiglich zugrunde zu gehen. Und manch junges Käzchen hatte die Ueber-eilung seiner leichtsinnigen Eltern büßen müssen und mit jämmerlichem Maunzen geklagt, in welche kalte Welt man es gestoßen hätte, wenn die Mutter ihm Schnöde Wärme und Nahrung entzog und allem Froite zum Troß abenteuerlustig auf fremden Höfen hochbeinig durch den Schnee stieg und mit süß gewählten Tönen nach dem Tröster ihrer Sehnsucht schrie.

Aber nun war das alles vorbei. Die Sonne schien blank und warm und gab der Erde eine neue Zeit.

Am Waldrand über dem See blühten die Anemonen so dicht, als wäre dort Leinen gebreitet; die Buchen wickelten ihre lichtgrünen Blätter auf, die Knospenhüllen rieselten zu Boden, und die Stämme leuchteten in feuchtem Graugrün wie die von Patina überzogene Kugel der Henkenhagener Kirche, über der der Turmhahn sich wendete und drehte. All die Namen, die hier manch ungefüges Messer und manche ungeschickte Hand in die Rinde geschnitten hatte, quollen mit dem neuen Wachstum der Bäume sich vergrößernd hervor, und wie die

Zeichen an Deutlichkeit abnahmen, so hatte auch manche Liebe im Lauf der Zeit sich verwachsen und waren aus einstmals blutenden Wunden harte Narben geworden, und kein Lenz riß sie wieder auf. Aber ein Herz unter den vielen war weich und frisch, und der Saft tropfte aus ihm hernieder in das Gras und die Blumen; ein G stand darin und ein D. Das hatte Döring von Cocceji eingeschnitten, nicht lange, nachdem er damals nach Henkenhagen gekommen war, um Gottfriedens Antwort auf die Einladung der Schwester zu holen. Er hatte über sich selbst gespottet, als er mit dem Messer die Linien zog bis auf das harte, weiße Holz, daß ein Husar und Kriegsmann so sentimentaler Dinge fähig wäre, und sich ausgemalt, was die Kameraden im Kasino wohl für ein Geheul anstimmen würden, wenn sie von seiner geliebten Arbeit Wind bekämen, und hörte den dicken Adow singen: Was nüket mia-tr ein schönes Mädchen . . . Aber wenn er den Genickfänger auch sinken ließ, immer setzte er ihn wieder an, und jedesmal wurde ihm ernster und andächtiger zu Sinn, und ferne Zeiten dämmerten in ihm auf, in denen die Ritter das Zeichen der Geliebten auf der Brust und in den Streit trugen und ihnen nichts galt, als das Lob von der Dame ihres Herzens. Und nun leuchtete das Herz in 'n Frühling hinaus, und der Saft rann Tropfen um Tropfen zur Erde hernieder, und die Anemonen, die davon tranken, wurden rosenrot.

Nicht weit davon unter einem blühenden Schleh-dorn lag ein Bagabund und ließ sich die Sonne in das haarige Gesicht scheinen, und die Zehen, die bloß aus den Stiefeln drängten, bekamen auch ihr Teil von der milden, guten Frau, die am Himmel lachte. Er lag und blinzelte in die Höhe, hörte die Finken schlagen und die Rotkehlchen zwitschern, träumte sich Jugend und Liebe zurück und merkte nicht, wie der Pfropfen der Schnapsflasche sich löste und der Brantwein im Wassermoos versickerte. Hummeln und Wespen witterten den würzigen, fremdartigen Duft, summten herbei, krochen dem Bagabunden über Beine und Bauch und in das Moos und tranken sich voll, daß sie durch die linde Luft taumelten und klatschend gegen Baum und Strauch torkelten, und hätten doch unten am See bei Dotterblumen und Wiesenschaumkraut eine zuträglichere Leibesstärkung finden mögen.

Aber den süßen Duft, der von dorthier aufstieg, hatten sie alle Tage.

Das dunkle Köhricht webte leise schilfernd hin und her, das schaumige Wasser schürfte an den Stengeln entlang. Der Teichrohrsänger klammerte sich über seinem hängenden Nest mit den gläsernen, gelbroten Füßchen an die scharfen Blätter und schrie, als sollte ihm die Kehle zerspringen, so war er voll Lust und Freude und Ausgelassenheit, und die Mücken tanzten über dem Rohr zu seinem Gesang. Der Wind träufelte die Wellen in Bezirken und Abschnitten, als wenn der Sand über eine klingende Glasplatte läuft, Linien und Figuren bildet und auflöst und aufs neue formt. Die Fische schossen blänkernd hin und her, schnappten nach einem verwehten Blatt, einer Mücke, einem Schaum, sprangen in die sanftbewegte Luft über die Spiegelung, als hätten sie Flügel. Aber Reinhold Schwäpenheuer, der Fischer, kam langsam in dem dickhohlgigen Rahn dahergeglitten, pfiß sich eins mit den dicken Lippen, legte die Netze aus, und manch fröhliches Ding, das im Wasser getanzt hatte wie ein Harlekin, lag alsbald mit glasigen Augen und aufgesperrem Rachen auf dem Karren, und die Fischerfrau fuhr durch die Dörfer und schrie nach Kundschaft, wie sie's von ihrem Mann gelernt hatte:

„Hoalt Fisch! Hoalt Fisch!
Sind allthop frisch!
Hoalt Fisch uppen Dik.
Fisch! Fisch!“

(Fortsetzung folgt)

Was ist Blutdruck?

Das Herz ist eine Pumpe. Damit das Blut von der linken Kammer durch die großen, mittleren und kleinen Schlagadern bis zu den feinsten Blutgefäßen und so zum Gewebe, von diesem durch die Venen wieder zurück zur rechten Herzkammer laufen kann, muß es unablässig von Orten höheren Drucks zu solchen mit niedrigerem Druck gepumpt werden. Der höchste Blutdruck ist in der linken Herzkammer. Der niedrigste Blutdruck beim Eintritt des Bluts in die rechte Herzkammer. Beim Durchlaufen der feinen Schlagadern wird der bislang relativ höhere Druck in den Arterien stark herabgesetzt, weil er sonst in den ganz dünnen Blutgefäßen keinen rechten Austausch zwischen den Stoffen und dem Gewebe ermöglichen könnte. — Man mißt den Blutdruck des Menschen an der Arterie, der normal beim Erwachsenen 120 bis 130 Millimeter Quecksilber beträgt. Die Gefäßwände sind bei kleinen Kindern weicher und elastischer, bei überalterten Menschen haben sie an Elastizität verloren, weswegen in beiden Fällen der Blutdruck höher ist.

Man mißt den Blutdruck, indem man ungefähr in der Gegend des Biceps den Oberarm mit einer aufpumpbaren Binde umschließt. Die Pumpe, die in diese Binde Luft hineinpumpt, ist mit einem Manometer, dessen Stala aus einer Quecksilbersäule besteht, verbunden. Der Arzt faßt nun den Puls des Patienten und pumpt mit der anderen Hand die Blutdruckbinde voll Luft. Je höher der Blutdruck ist, um so länger ist trotz des Abgeschnürtseins der Arterie der Arterienpulsschlag am Handgelenk spürbar. Jeder Kubikzentimeter mehr eingepumpter Luft ergibt ein Steigen der Manometer-Quecksilberstala. Der Augenblick, in dem infolge der Luftpresse die Abschnürung der Arterie so weit vorgeschritten ist, daß die Arterie nicht mehr bis zum Handgelenk hinunterpulsiert, ist mit einem Manometer-Stalastand das Maßgebende für das Ergebnis der Blutdruckmessung.

Der Blutdruck darf selbstredend nur bis zu einer gewissen Höhe gehen, wenn nicht eine außerordentliche Kraftverschwendung des Herzens krankhafte Erscheinungen hervorrufen soll. Wie überall, ist auch hier die Regel, daß größte Leistung bei geringstem Kraftverbrauch das Erstrebenswerteste bleibt.

Diese Druckwerte werden von einem gesunden Körper mit außerordentlicher Fähigkeit, auch wenn sie durch körperliche oder seelische Ueberanstrengungen erhöht gewesen sind, wieder hergestellt. Zur Regulierung der gesunden, normalen Blutdrucklage, namentlich in den großen Arterien, hat der Körper einen Regulationsapparat. Dieser Apparat regelt die organischen und nervösen Störungen der Herzstätigkeit und Gefäße, namentlich in den feinsten Arterien.

Bei Blutdruckerkrankungen handelt es sich um eine Desfunktion der Regulation. Wie im Fieber die ähnlich konstruierte Temperatur-Regulation zu einem höheren Temperaturstand des Körpers führt, bewirkt hier die krankhaft funktionierende Druckregulation ein krankhaftes Druckniveau. Das Fieber an sich stellt natürlich keine Krankheit dar; ebenso ist Blutdruckerhöhung nur Symptom und nicht Ursache. Es gibt viele Krankheiten, die zu Blutdrucksteigerungen führen können. Da sind Nierenerkrankungen, Desfunktion der innersekretorischen Drüsen. Die Bauchspeicheldrüse (Pankreas), Schilddrüse, Nebenniere und Generationsdrüse z. B. geben an das Blut gewisse Stoffe, die für ein gesundes Arbeiten der Organe unerlässlich sind, ab.

Die bekanntesten Ursachen für diese Störungen im Gefäßsystem sind die Klimakterischen Erscheinungen. Wenn im Klimakterium, in den Wechseljahren, die Generationsdrüsen ihre Funktion einstellen, macht sich das im Gefäßsystem als Blutwallerungen zum Kopf, kalte Hände und Füße zum Beispiel bemerkbar. Bei dieser Umstellung des weiblichen Körpers findet man oft Blutgefäßkrämpfe, durch die der Blutdruck erheblich steigt. Diese Blutdruckerkrankungen können sich, wenn die übrigen Drüsen den Ausfall der Generationsdrüse wieder auszugleichen vermögen, legen. Klimakterisch entstandene Blutdrucksteigerungen dauern selten längig an.

Die manchmal eintretende langsame Rückbildung der Generationsdrüse kann zu ähnlichen Blutdrucksteigerungen und Gefäßkrämpfen führen. Das Klimakterium und seine Erscheinungen sind aber viel eruptiver (Eruption gleich stürmischer Ausbruch), und ihre Folgeerscheinungen im Gefäßsystem darum auch bedeutend merklicher. In beiden Fällen ist eine Blutdrucksteigerung die greifbare Folge des Einflusses bestimmter Drüsen, die in einer Wechselbeziehung zueinander funktionieren müssen, um eine gesunde mittlere Blutdrucklage zu halten.

Seelische Erregungen können Blutdruckerhöhungen, besonders bei nervösen und sensiblen Menschen, zur Folge haben. Mit dem Abklingen der Erregung senkt sich auch in solchem Fall der Blutdruck. Das zeigt, daß an Blutsteigerungen, also Erkrankungen, deren Ursache bis heute noch nicht restlos geklärt war, die vielen Nerven sowohl als auch die innersekretorischen Drüsen, besonders die Nebennieren und die Hypophyse (der Hirnanhang), sowie die Genitaldrüsen (Geschlechtsdrüsen) ebenso stark beteiligt sind, wie die allerfeinsten Blutgefäße. Merkwürdigerweise ist die Anordnung jener Faktoren, die den Blutdruck regeln, vielfach vererbbar.

Eine familiär und konstitutionell gegebene Neigung zu Blutdrucksteigerung muß demnach anders behandelt werden als die Blutdruckerhöhung, deren Ursache z. B. in Nieren-Erkrankun-

gen liegt. In diesem Fall ist nirgends die Notwendigkeit zur Hebung einer mangelhaften Organfunktion, die die Drucksteigerung veranlaßt, gegeben. Eine solche konstitutionelle Blutdruckerkrankung kann der Arzt nur dann beheben, wenn der Patient so frühzeitig um ärztliche Hilfe bittet, daß Ratschläge für entsprechende psycho-physische Lebensweise noch wirksam sein können. Am besten ist diese Krankheit dann zu heilen, wenn sie noch in dem Stadium starker Blutdruckschwankungen ist; also bevor die Blutdrucksteigerung irgendwelche typischen und bemerkenswerten Beschwerden macht.

Nach alledem ist es verständlich, daß die Behandlung krankhafter Blutdrucksteigerungen ebenso verschieden ist wie ihre Ursache. Ist ein Nierenleiden das auslösende Moment, kann man nur Ausrichtungen der Drucksteigerungen entgegensehen und ist im übrigen gezwungen, das Nierenleiden zu behandeln. Drucksteigerungen mit anderen Ursachen kann man häufig lediglich durch Behandlung der Drucksteigerung an sich, namentlich durch zweckmäßige Lebensweise, auf normales Druckniveau senken.

Wesentlich ist fleischarme Ernährung, wenig flüssige Nahrung, Vermeidung von Tabak, Alkohol, Kaffee und Tee, besonders sorgfältige Hautpflege durch Bäder und Waschungen. Den Heilplan in bezug auf Körperpflege, Ernährung und deren Beschränkung, sowie die medikamentöse Behandlung kann selbstredend nur ein Arzt aufstellen.

Künstler-Anekdoten.

Gesammelt von B. H. Ginsky.

Ein in den Pariser Bohémekreisen sehr bekannter deutscher Maler wurde eines Tages von seiner Wirtin wegen chronischen Mißtrübsandes an die Luft gesetzt. Mit seinem Freund, dem Dichter E., begab er sich darauf auf Wohnungssuche. Endlich haben sie etwas gefunden, was dem Maler schon gefiele. „Nur, die neue Wirtin will 60 Franken haben, und 45 Franken will unser Maler höchstens bewilligen. Sehr langwierige, leidenschaftliche Auseinandersetzungen. Schließlich bleibt es bei 50 Franken. — Auf der Straße fragt der Dichter E. den Maler: „Ich möchte bloß wissen, warum du so fürchtbar gehandelt hast wegen der 60 Franken. Du hättest doch die 60 Franken genau ebensowenig bezahlt, wie du die 50 bezahlen wirst!“ Darauf der „gutmütige“ Maler: „Weißt du, bei 50 Franken verliert die arme Frau doch wenigstens nicht so viel!“

Hans Thoma verschenkte vor dem Kriege in München einige Zeichnungen an einen Freund. Eines Tages hat der Freund Geld nötig. Er kommt mit den geschenkten Zeichnungen zu Thoma: „Bitte, signiere mir doch diese Handzeichnungen, ich will sie verkaufen und hoffe, durch dein Signum mehr Geld zu Erlösen.“ — Hans Thoma ist empört. Er denke gar nicht daran. Einmal — geschenkte Sachen verkaufe man nicht, und wenn schon... denke er nicht daran, hierbei zu helfen! — Während stürzt der Freund zur Tür, reißt sie auf, dreht sich noch einmal um... Bevor er aber noch sagen kann, was er sagen will, brüllt Thoma, der ihn genau beobachtet hat: „... du mir auch!“

Gustav Meyrink wohnte am Starnberger See. Er war ein ausgezeichneter Segler und als solcher Mitglied, sogar Obmann eines Starnberger Sportklubs. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag war im Vereinsblatt ein Glückwunsch, der mit den Worten begann: „Wenige unserer Mitglieder werden wissen, daß unser Meyrink auch ein bedeutender Dichter ist...“

Der Maler St. war bei uns in Hannover als saugrobes Genie bekannt. Einmal bekam ein Buchhändler von einem Kunstfreund den Auftrag, ihm ein Autogramm dieses Künstlers zu besorgen, etwa für 100 Mark. St. gab aber keine Autogramme, grundsätzlich nicht. Der Buchhändler wußte sich indes Rat. Er schickte an St., den er kaum kannte und noch nie als Kunden gehabt hatte, eine beträchtlich hohe Antiquariatsrechnung und schrieb dazu: Herr St. hätte sich nun wohl Zeit genug gelassen, die Rechnung zu bezahlen; jetzt aber pläze ihm die Geduld, und er bitte Herrn St., die Zahlung sogleich usw.! St. war, wie Augenzeugen berichteten, starr. Nicht lange — und dann setzte er sich hin und schrieb dem Buchhändler einen Brief — einen Brief, so herrlich und geistvoll saugrob, daß der Buchhändler im lebenden Himmel war und seinem Kunden statt hundert Mark einhundertfünfzig mit Leichtigkeit für dieses originale Autogramm abverlangen konnte.

In einer süddeutschen Residenzstadt sagte man der Gattin eines Hofschauspielers zärtliche Beziehungen zu dem Theater-Intendanten, Geheimrat K., nach. Die Klatschereien gewannen außerordentlich an Boden, als eines Tages der Hofschauspieler ohne jede sonstige Veranlassung mit dem Orden für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet wurde. „Wißt Ihr,“ fragte da der Theaterwirthbold die Kollegen, „welchen Orden unser Kollege bekommen hat?“ — „Na?“ — „Den Orden für Kunst und Wissenschaft.“

Von Travemünde nach Kamtschatka.

Intendant Otto Glaeser, der ehemalige Leiter des Märkischen Wandertheaters, unternimmt in den nächsten Tagen in Begleitung von Freunden eine Weltreise. Diese an und für sich nicht sehr aufregende Feststellung gewinnt wesentlich dadurch an Bedeutung, daß die Fahrt von Travemünde aus in einer Hochseefahrt angetreten wird. Diese ist 23 Meter lang und 5½ Meter breit. Sportliche Momente sind bei diesem einzigartigen und wohl recht gefährvollen Unternehmen völlig ausgeschlossen. Nur künstliche Erwägungen haben den Künstler verleitet, diese ausgedehnte Reise auszuführen. Er will an Ort und Stelle das Leben und Treiben der exotischen Völker studieren. Zu diesem Zweck begleitet ihn auch ein Filmopérateur, der mit seiner Kamera eine Reihe von den interessantesten Bildern aufnehmen wird. Da der Regisseur Glaeser in technischen Dingen nicht allzu sehr erfahren ist, hat er sich einen Berufssteuermann ausersehen, dem er die Führung seines Schiffes übertragen will. Durch seinen geringen Tiefgang wird es dem Boot möglich sein, auch die kleineren Häfen der exotischen Staaten anzulaufen. Dadurch hofft Glaeser mit den Teilnehmern seiner Expedition noch tiefer in das Volksleben der fremden Völker eindringen zu können und ihre Sitten und Gebräuche in Wort und Bild festzuhalten. Glaeser verspricht sich von seiner Weltreise ein wichtiges kulturgeschichtliches Resultat. Die Route soll von Travemünde über Frankreich, Spanien, Afrika und Aegypten durch den Suezkanal nach Indien führen. Dann wird die Fahrt nach Kamtschatka steuern, von da aus weiter nach Alaska und Kalifornien durch den Panamakanal nach Newyork. Von dort soll dann die Rückreise angetreten werden. Die Dauer der Reise soll zwei Jahre betragen.

Auch Lachstürme kann man messen.

Es ist nicht allein in Deutschland so, daß die Herren Theaterdirektoren zuweilen eine Wut auf die Zeitungskritiker haben, weil sie angeblich auch das bestvorbereitete Stück „herunterreißen“. Auch in Amerika liegen die Dinge nicht besser. Bisher stand man solchen bösen Kritikern natürlich mächtig gegenüber, denn da eben die Auffassung in der Welt genau so verschieden ist wie der Geschmack, konnte man der andersgearteten Ansicht der Herren Presseleute natürlich nichts anhaben.

Das wird in Zukunft nun aber ganz anders werden, nachdem die Technik, die ja heute alles macht, nun auch den Herren Theaterdirektoren aus diesen Nöten geholfen hat. Der „Kirograph“, ein neuerfundener Apparat, gibt, wie amerikanische Blätter mitteilen, jetzt die Möglichkeit, auch den Grad der Lustigkeit und Beifallsfreudigkeit genau festzustellen, genau so, wie man Temperaturen mißt. Die Idee des Kirographen ist auch noch zu einem amüsanten Gesellschaftsspiel verwertet worden, das in Amerika bereits massenhaft gekauft wird.

Hinfort wird es den Herren Kritikern also nicht mehr leicht sein, mir nichts dir nichts zu behaupten, daß man bei dieser oder jener Aufführung vor Langerweile fast gestorben sei. Der Theaterdirektor ist jetzt sofort mit dem graphischen Gegenbeweis zur Hand. Vielleicht wird in nicht allzu ferner Zeit der Technik der noch größere Wurf gelingen, einen Apparat zu konstruieren, der die — Kritiken selber schreibt, dann sind wenigstens die bedrängten und vielgeschmähten Zeitungskritiker aus aller Misere heraus . . .

Schon in der Eiszeit war man — musikalisch.

Von einem Gelehrten wurden jüngst Ausgrabungen größeren Stils in einer zu den Ostkarawanen zählenden Berggruppe vorgenommen. Dabei fand der Forscher mehrere Höhlenbärenknochen, namentlich Unterkieferknochen, die ganz deutliche Spuren einer mechanischen Behandlung zeigten. Bei den meisten Unterkieferknochen stellte man kleine eingebohrte Löcher fest, die zweifellos erkennen lassen, daß diese Knochen, die noch aus der Eiszeit stammen, also rund 25 000 Jahre alt sind, ehemals als — Flöteninstrumente benutzt worden sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt die Verarbeitung der Knochenstücke von Jägern her, die der Eisbärenjagd oblagen und sich die Langeweile durch primitives Flötenspiel zu vertreiben suchten. Hiernach wäre also die Flöte die Urgroßmutter aller Musikinstrumente.

Gedenktage.

9. April. Ein Veteran des Naturalismus. Am 9. April wird Julius Hart 70 Jahre alt, der als Dichter und Kritiker in den literarischen Kämpfen am Ende des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt hat. Hart ist 1859 in Münster i. W. geboren. Mit seinem 4 Jahre älteren Bruder Heinrich versuchte er sich schon sehr früh in der Poesie; als Untersekundaner schrieb er bereits seinen ersten Roman „Die Mühle im Spessart“, der obendrein in der „Westfälischen Provinzial-Zeitung“ veröffentlicht wurde — freilich, ohne daß die Redaktion von dem „arten“ Alter des Verfassers eine Ahnung hatte. Im Winter 1877 kam Julius mit seinem Bruder nach Berlin, wo sie den später an Josef Kürschner verkauften „Deutschen Literaturkalender“ und die literarische Monatschrift „Deutsche Monatshefte“ begründeten. Der weitere Weg führte Julius Hart zunächst nach

Bremen, wo er 1878 als Theater- und Kunstkritiker tätig war. Damals erschien seine erste Gedichtsammlung „Samsara“. Nach Berlin zurückgekehrt, veröffentlichten die Brüder Hart seit 1882 die „Kritischen Waffengänge“, die das Organ der literarischen Jugend wurden. Damals wurden die Beziehungen zu Hermann Conradi, Paul Ernst, Otto Erich Hartleben, Karl Hendell und manchem anderen geknüpft. Die Wirkung aufs breite Publikum ergab sich dann, als die Brüder Hart 1887 die Theaterkritik in der „Täglichen Rundschau“ übernahmen. 13 Jahre lang wirkten sie dort, gingen dann zum neubegründeten „Tag“ über, für den Julius Hart noch heute tätig ist, während sein Bruder Heinrich bereits am 11. Juni 1906 starb. Von den Werken Julius Harts sind zu nennen: Die Gedichte „Triumph des Lebens“, die Novellen „Stimmen der Nacht“ (1895), die Essay-Sammlung „Träume der Mittsommernacht“ (1905), ein sehr eigenartiges, viel umstrittenes „Kleisbuch“ (1907) und eine „Revolution der Keilheit“ (1910). Seine stärkste Wirkung ging aber wohl nicht von den Büchern aus, sondern unmittelbar von seiner Persönlichkeit und von den Veröffentlichungen für den Tag und — im „Tag“. Uebrigens hat Hart noch ein Buch in Aussicht gestellt, das er für sein kritisches Hauptwerk hält: „Die Vernunft als Quelle des Übels“. Man wird dem Siebzigjährigen nichts Besseres wünschen können, als die Vollendung dieses Werkes.

Aus aller Welt.

Können Sie sich den deutschen Reichszanzer Hermann Müller mit kurzen Samthöschen, blauem Jäckchen und weißen Strümpfchen vorstellen? Wissen Sie, wie der Domkapitular Reich in einer Einjährigen-Uniform aussah und der Reichstagspräsident auf der Walze? Solche und andere Bilder von Politikern aus der Zeit, als sie noch keine Politik machten, findet man in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 14). — Sehr auffallend sind die Abdrücke von Händen bekannter Leute, wie Stresemann, Henry Porten und Schmeling, die in der gleichen Nummer zu sehen sind. — In die Millionärs-Hotels von Palm-Beach, in denen das Altmodische höchste Eleganz ist, führt ein weiterer Bilderartikel. — Vom Rekordwahn handeln die Aufnahmen von dem Automobil-Unglück des Rennfahrers Lee Bible, der den Weltrekord brechen wollte. — Wir nennen noch die Bildererien „Madame Buttersky filmt“, „Baleska Gert“ und „Die Herrschaften lassen bitten“, Aufnahmen aus einer Dienerschule.

Eine erfreuliche Speisefarte. Ein Restaurantbesitzer in Budapest, der vor einigen Tagen das 25jährige Bestehen seines Hauses feierte, wollte diesen Gedenktag auf eine besondere Weise begehen. Er gab bekannt, daß an diesem Tage bei ihm alle Speisen und Getränke zu den Preisen, wie sie im Jahre 1904 bestanden, verabfolgt würden. So gab es denn: Suppe zum Preise von 5 Pfennigen, Kalbsbraten mit Reis 50 Pfennige, Schweinebraten mit Kohl 50 Pfennige, Bier das Glas 10 Pfennige. Von 11 Uhr morgens ab war das Restaurant überfüllt, und um 12 Uhr mußte die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen werden, um das Volk abzuhalten, das zu den Preisen von 1904 essen und trinken wollte.

Der Krokus als Glücks- und Unglücksbringer. An die liebliche Frühlingspflanze, die als eine der ersten Blüten im Jahre ihre zartlila-farbenen Kelche öffnet, hat sich ein hübscher Aberglaube geheset, der den Frühlingskrokus zu einem glückbringenden Symbol werden ließ. Bei den englischen Fischern heißt es: daß einem Boot, in dem man einige in einen Kuchon eingebadene Krokusblüten mitführt, kein Unglück geschehen kann. Frische Krokusblüten sollen dem, der sie pflückt, Gesundheit und Kraft verleihen und ihm, allerdings nur so lange sie frisch sind, Glück bringen. Ein anderer Volksaberglaube schreibt dem Krokus dagegen alle möglichen schlimmen Eigenschaften zu. Hängt man einen Kranz aus Krokusblüten im Stall auf, so geht das Vieh zugrunde, legt man Krokus unter das Kopfkissen, so träumt man darauf schlimme Träume, die indes alle in Erfüllung gehen.

Fröhliche Ecke.

Kinder und Narren. Es war in Heidelberg in blauer Sommernacht. Da saßen zwei Studenten beim zwanzigsten Glase Bier. „Das eine will ich dir mal sagen — hier — das Sprichwort Schweigen ist Gold — hier — is een ganz iroha Quatsch!“

„Wieso?“

„In meinem letzten Examen habe ich — hier — dauand so ichweisen — hier — un trotzdem bin ich durchgerasselt.“

Dann allerdings. Herr Müller will in Afrika einmal baden und fragt einen Neger:

„Sind denn da ooch keene Haifische drin, in dem Teich?“

„Ne“, sagt der.

Also badet Herr Müller. Nach einer halben Stunde kommt er heraus, zieht sich an und fragt den Neger, der die ganze Zeit sehr interessiert zugehört hat:

„Wie kommt denn das eigentlich, daß da keen Haifisch drin ist?“

„Oh!“ jagt der grinsend. „Das ist alles voll Krotobisse, die haben die Haifische alle vertrieben!“